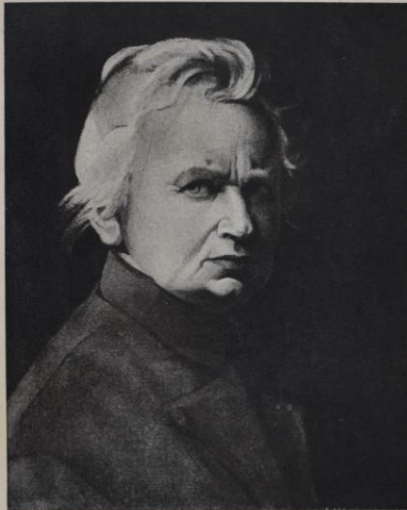


9 Conv 6926



Otilie W. Roederstein

Von
Clara Tobler

Rascher & Cie. A.-G., Verlag, Zürich
Leipzig, Stuttgart, Wien



Otilie W. Roederstein

Von
Clara Tobler

9 Conv 6926



22. SEP. 1981

MCMXXIX

Rascher & Cie. A.-G., Verlag, Zürich
Leipzig, Stuttgart, Wien

Nachdruck verboten.
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1929 by Rascher & Cie. A.-G., Zürich.

Druck: Offizin Hans Schatzmann, Horgen-Zürich.

Otilie W. Roederstein
und ihrem Kreise
zum 22. April 1929.

„Ich bin so ein offenes Buch; jeder kann darin lesen“, meinte Otilie W. Roederstein einmal. Dies Wort gibt mir den Mut zu sagen, was ich darin gelesen habe. Andere mögen anderes und anders darin gelesen haben; was tuts? Ist nicht jedes Menschen Sein und Sagen vieldeutig? So werde ich denn mit Freude und Dank, so natürlich und schlicht wie es diesem Menschen entspricht, zu erzählen versuchen, was auf den mir zugänglichen Seiten dieses Buches steht und das zurücktreten lassen, was ich nur vom Hörensagen kenne. Keine Kunstwertung kann und will ich geben; nur die Künstlerin möchte ich zu schildern versuchen, in der Einheit ihres Lebens und Schaffens.

C. T.

Zwischen Höchst a/M. und Limburg a. d. Lahn, unweit von Frankfurt a/M., liegt das rührige Kleinstädtchen Hofheim a/T. Aus wie vielen Ortsnamen jener Gegend klingt uns dies -heim traulich ins Ohr. Der Blick streift die Hauptstrasse mit ihrem winzigen Rathaus und dem plätschernden Brunnen davor, dann gehts links einem gemächlich dahinschleudernden Wässerchen entlang — die Schwarzbach genannt — und aufwärts, aufwärts, der Waldregion zu. Bald grüssen behagliche Landhäuser hernieder, und schon ragt ein steiler Giebel. Er kennzeichnet das Heim, das sich Kunst und Wissenschaft, Otilie W. Roederstein und ihre Lebenskameradin, Dr. med. Elisabeth H. Winterhalter, der Frankfurter Unrast müde, hier oben auf freier Warte errichtet haben. Man durchschreitet einen Teil der kenntnisvoll betreuten Gärten und betritt die hallenartige Wohn-diele und damit ein Reich des Geschmacks und der Gediegenheit. Hier, wie überall im Hause, herrschen Linie und Stil. Jeder Gegenstand zeugt von eigener Wahl; ausgeschaltet ist übernommener Gefühlskram. Wie Otilie Roederstein von der Kleidung verlangt, dass ein Knopf nur da sei, wo er etwas bedeute, so steht hier ein Möbelstück nur, wo es einen Sinn hat, seinen Zweck am besten erfüllt. Und das alles ohne jede Steifheit oder Kälte. Befreit wandelt der Besucher durch die geläuterten Räume und

empfindet, was andernorts der Tragkraft seines ästhetischen Sinnes zugemutet wird. Und als Herrliches, die starke Bildersprache, die von allen Wänden auf ihn einredet. Die wertvollsten Stücke ihrer Sammlung, meist Franzosen, hat die Malerin längst hochherzig ausgeteilt, und ihre eigenen Arbeiten sind bis auf eine kleine Zahl in alle Winde zerstreut. Doch ist hier kein Grund zur Trauer. Auf Schritt und Tritt bietet sich Kunstgenuss. Der vornehme bedeutungsvolle Kopf der Ärztin und Chirurgin Winterhalter tritt dem Besucher, von Otilie Roedersteins Pinsel festgehalten, in verschiedenen Lebensetappen entgegen. Da sitzt die feingliedrige durchgeistigte Studentin sinnend bei ihren Büchern; hier steht die Ärztin mit gekreuzten Armen in Wirkensfreude und im Vollbesitz des Wissens und des Könnens; dort wiederum scheint sie in Ruhe und Reife das Leben zu deuten, das sich ihr so mannigfaltig enthüllte. Von Selbstporträten der Künstlerin hängen hier nur zwei und wohl nicht die eindrucklichsten. Andere sind längst nicht mehr in ihrem Besitz, doch erschliessen sich einem vielleicht in stiller Atelierstunde noch einige aus diesen letzten Jahren, von denen jedes eine neue Aufgabe zu lösen, eine besondere Auffassung oder einen Zentralzug ihres Wesens zu konkretisieren sucht. Interessant ist in der Halle die Begegnung mit einer Landschaft Otilie Roedersteins, durchaus linear geschaut, herb umrissen, die uns mit der Künstlerin bedauern lässt, dass sie sich nicht mehr auch diesem Gebiete zugewandt hat. „Ich hätte mehr Landschaften malen sollen“, meinte sie einmal, „besonders in den Bergen; die strenge Linie zog mich an“. Das Markige, Schrofne, Grosse,

das sie im Gebirge sucht, fand sie erst in hochalpiner Gegend. Zu ihren schönsten Erinnerungen gehören die Wochen, die sie einst im Naturstudium in einer Sennhütte auf dem Gotthard mit einer Kollegin verbrachte.

So Prächtiges und Fesselndes auch dieses Heim bietet, drängt es nun doch den Besucher — und wohl auch die Malerin — einen Gang ins Atelier zu tun. Jenseits der Strasse liegt es, am Waldrand, in einzigartiger Abgeschlossenheit. An herrlichen Obstkulturen und farbensymphonischen Blumenbeeten vorüber führt der ansteigende Pfad zur Schaffensstätte. Ob Winterstille oder Vorfrühlingsahnen, ob Sommerglut oder Herbstesfülle Sinne und Seele erquickend, immer bringt diese kleine Wanderung der Künstlerin Genuss und Augenblicke der Sammlung. Meist übernimmt der Hund die Führerrolle, und meist wird ein Halt am Hühnerhof gemacht. Rasch streift das Auge den waldigen Frieden des Taunus, Hofheim und die nächstliegenden Dörfer und verliert sich in der oft die See vortäuschenden blauen Mainebene, aus der Schornsteine wie Maste ragen. Dann ist der ganz nach den Plänen der Malerin aufgeführte Bau erreicht. Feierstille; ab und zu von einem Vögelchen in der Ecke durchzwitchert. Aber an den Wänden, auf Staffeleien lauter Zeugen des Lebens und Feste des Schauens. Oft berühren sich hier, in der eigentlichsten Heimat der Künstlerin, auf kurze Zeit verschiedene Epochen und Entwicklungsstufen und Seelenstimmungen. Eine leuchthaarige Prachtgestalt aus Pariser Frühzeit, müde Schultern, auf denen die Kriegsnot lastet, Kindergeichtchen wie Zukunftsträume, abgeklärte Grei-

senantlitze, selbstsichere Jünglinge, Farbe und Freude sprühende Bauernsträusse, leidenschaftlich bewegter Mohn, matte Herbstrosen, an Allerseelen gemahnende weisse Chrysanthemen. Rasch muss das Auge trinken und geniessen. In wenig Tagen schon vielleicht scheidet eines und wieder eines und ein drittes dieser Seelenfragmente. Ob dies nicht einmal Riss und Schmerz bedeutet? Der Dichter bleibt Mitbesitzer seiner Werke; doch der Maler? Bei erster Betrachtung all dieser Ausdrucksmöglichkeiten wird der Beschauer ergriffen von ihrer Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit, von der Weichheit oder dem kühnen Schwung der Linie, von der bald zarten, bald wuchtigen Tönung. Er verweilt, versenkt sich, und mehr und mehr lösen sich ihm all diese Gebilde in Einheit und Einklang. Sie werden ihm Äusserungen eines durch die Jahrzehnte nie erlahmenden Temperamentes, Verwirklichung und Offenbarung einer starken Persönlichkeit. Im Wesentlichen erfasst sind sie alle, die Männer der hohen Finanz, der Wissenschaft und Industrie sowohl, wie der weltabgewandte Pater und der schlummernde Säugling. „Der erste Impuls soll auf die Leinwand“: dies Wort Otilie Roedersteins bewahrheitet sich im ausgeführten Porträt wie auch bei Blumen und Früchten und besonders vielleicht bei der Kohlenzeichnung. Keine Ablenkung vom Ganzen, nie ein Sich-Verlieren im Nebensächlichen, lieber noch Verzicht auf anmutiges Detail und selbst auf Nüance. Meist entzieht sich anfänglich die werdende Arbeit den Blicken des Eindringlings; keusch lehnt sie gegen Wand oder Staffelei; erschliesst auch sie sich, dann bedeutet dies stets Augenblick höchster Spannung. Still lässt die

Künstlerin Laienäusserungen über sich ergehen; weist den abirrenden mit einer Bemerkung die Bahn und schlägt ihr Temperament nach Möglichkeit in Fesseln, wenn allzu verständnislose Worte fallen. Nie aber verfällt sie ins Theoretisieren, Ästhetisieren, Spintisieren, was ihr auch in gedruckten Malerbriefen oder den vollendetsten kunstkritischen Vorträgen und Essays geradezu widerlich ist. Über das Technische kann man ihrer Meinung nach reden; über „das andere“ jedenfalls nicht auf eine so allgemeine Weise, wie es oft geschieht. „Mir scheint es so,“ ist ihr der einzig erlaubte Standpunkt. Fast mitleidig musste sie lächeln, als in bezug auf ihr Selbstporträt im Zürcher Kunsthaus die Bemerkung fiel, der nach oben weisende Pinsel habe wohl symbolische Bedeutung. „Die Vertikale wollte ich haben“, entgegnete sie kurz.

Das Wertvollste und Aufschlussreichste für den Laien ist, stiller Teilnehmer am künstlerischen Schaffen sein zu dürfen. Alles, auch die handwerklichen Vorbereitungen sind ihm neu und fesselnd. Er lernt, dass schon Papier und Leinwand je nach Beschaffenheit anregend, ja herausfordernd auf den Künstler wirken können. Farben und Pinsel werden sortiert, und schon gehts ans Fügen des Keilrahmens, denn von Anfang an weiss der Künstler das Format des Zukunftsbildes und schaut es im Geiste schon gerahmt. Jugendlich flink, in lichtblauer Joppe, spannt und nagelt unsere Malerin die Leinwand mit kraftvollem Arm. Dies alles ein oder mehrere Tage vor beginnender Arbeit: das Handwerk soll der Kunst den Weg bereiten und sie nicht am Schaffenstage hemmen. Stuhl, Tritt, Staffelei werden wie Schachfigu-

ren geschoben; es folgt die Stellprobe mit dem Modell, die bald unmittelbar vor der ersten Sitzung, bald früher stattfindet. Von da an zeigt sich bei der Künstlerin völlige seelische und geistige Inanspruchnahme: nur auf Augenblicke vertauscht sie ihre, die wirkliche Welt, mit der sie umgebenden Unwirklichkeit. In dieser Stellprobe stellt sich der Porträtmaler jedesmal seine Aufgabe neu. Intuitiv wird ihm offenbar, welches der „zwanzig Gesichter“ seines Modells, welche Stimmungsphase, Ausdrucksnuance er festhalten will. Dieses Intuieren oder Impulsieren wird ihm, wer weiss, manchmal leichter einem fremden Objekt gegenüber, dem er gänzlich unbefangen entgegentritt. Der Engländer Charles Kingsley meint irgendwo, der Porträtmaler sollte eine kurze Zeit mit seinem Modell leben, um es in all seinen Ausstrahlungen und Reflexen beobachten zu können. Ein Künstler, der den psychologischen Blick hat — und welcher Porträtmaler bekäme ihn nicht im Laufe der Jahre — wird kaum dieser Ansicht sein. Rasch erfasst O. W. R. (dies ihre Signatur) den Ausdruck, die Stellung, kurz das Eigentlichste und Eigenste ihres Modells, und nur das möchte sie bannen; alles Zufällige, Einmalige schaltet sie aus. Schauen und Schaffen sind ihr eins. Die ersten kühnen Kohlenstriche ertönen auf der Leinwand. Dem anfänglichen Schweigen folgt bald Gespräch, denn nur so kann das Modell belebt und erschlossen werden, und rasch ist der Kontakt zwischen beiden da, der so oft zu dauernder Freundschaft führt. Introvertierte, Kühle, Steife, Ungeistige, sie alle bekommen während dieser Sitzungen einen Lebenshauch zu spüren, der ihnen auf lange hinaus die Erinnerung daran verklärt.

Freilich kann es auch vorkommen, dass das Modell in seiner physischen oder seelischen Beschwertheit lähmend auf die Künstlerin wirkt.

Zu Beginn einer Arbeit ist Otilie Roederstein am liebsten mit ihrem Objekt allein, doch bald, besonders beim Kinderporträt, ist ihr eine Drittperson als Unterhalterin oder Vorleserin nicht unerwünscht. Dann kann sie sich völlig auf ihre Arbeit konzentrieren und braucht nur redend einzugreifen, wenn es sie lockt. Wie schaffensfeurig all ihre Bewegungen, wie sprühend ihr unvergleichliches, durchsichtig helles Auge! Zur Wirklichkeit wird hier die Wonne der Arbeit, genährt durch die Sehnsucht und Hoffnung, innerlich Geschautes, Gewolltes zu erreichen. Es folgt die erste Pause. Bei einer Zigarette wird das schon Geleistete überprüft. Das Modell schaut voller Spannung sein eigenes Werden. Ist das Objekt ein Kind, dann entsteigen einem Geheimschränkchen ausgesuchte Leckerbissen und die originellsten putzigsten Spielzeuge zu seiner Stärkung und Belustigung, oder eine Gartenpromenade bringt Erfrischung. Auch im Verkehr mit den Kleinen ist Otilie Roederstein Meisterin. Ihre Fragen, Spässchen fallen nie aus dem Rahmen des kindlichen Gesichtskreises und Fühlens, lebt in ihr selbst doch noch ein Stückchen Kind. Und wie versteht sie das Mädchen zu beschwichtigen, das über seine „grünen Haare“ auf dem Bilde Tränen vergiesst. Die Zahl der Sitzungen wird der Künstlerin zuweilen kärglich genug zugemessen; die Dauer, ihr selbst nie lang genug, passt sie gerne dem Wesen des Porträtierten an. Nach kurzer Mittagspause kehrt sie am liebsten gleich zur Staffelei zurück, denn dahin zielt nun tagelang all

ihr Sinnen und Denken. Probleme, Konflikte tauchen auf und durchwühlen sie, ungeahnt vom Auftraggeber. Die Lösung drängt. Ein Gang ins Freie: das zufällige Zusammenprallen zweier Blumenfarben oder die neu geschaute Linie eines Bergrückens, häufiger noch eine intuitive Erkenntnis führen die Lösung herbei. Der Abschluss eines Bildnisses, in dem sich gerade der Meister zeigt, und in dem mancher Maler versagt, hat für den beneidenswerten Zuschauer etwas Elektrisierendes, geradezu Überwältigendes. Seinem Laienauge wollte das Werk schon vollendet erscheinen, aber nun akzentuiert der Künstler da eine Linie, mildert dort eine andere, dunkelt einen Schatten, hellt ein Auge auf, vergeistigt eine Hand zum Einklang mit dem Kopf, kurz, er wird in diesen letzten Minuten noch einmal zum lebenspendenden Schöpfer.

Nach diesem Höhepunkt aber wartet seiner oft eine harte Prüfung. Familienglieder, Freunde des Porträtierten erscheinen, soweit dies nicht schon während der Sitzungen geschehen ist, und spielen sich als Jury auf. Weitaus die meisten unter ihnen beurteilen ein Bildnis ganz nur vom Standpunkt der äussern Ähnlichkeit. Ist diese bestmöglich erreicht, natürlich mit einem Plus an Jugend, Schönheit, Interessantheit, dann ist in ihren Augen ein Werk gelungen. Scheint ihnen aber zum Beispiel die Nase um einen Strich zu lang oder die Stirne um ein Haar zu niedrig, verlangen sie mitunter, dass ihnen der Maler mit dem Meterstab die corpora delicti vormesse. Vielleicht auch stellt nach Jahren ein Auftraggeber das Begehren an den Künstler, er möchte die Gewandung auf dem Bilde von anno dazumal etwas

modernisieren. Eine gewisse Hemmung und Erschwerung für den Maler bedeutet es sicherlich auch, wenn Familienglieder des Modells sich die Gunst erbitten, zugleich mit ihm porträtieren zu dürfen. Stimmt O. W. R. solchen Wünschen zu und lässt die eigenen zurücktreten, so geschieht dies gewiss zum Teil beim Gedanken daran, was ihr selbst in Jugendentagen eine solche Erlaubnis bedeutet hätte. Einer Mutter ist ihr Kind etwas Schritt für Schritt Gewordenes; sie wünscht in seinem Porträt vielleicht etwas von diesem oder jenem Entwicklungsstadium oder diesen und jenen Ausdrucksblitz wiederzufinden. Sie vergisst, dass der Künstler vom jetzt Gegebenen und nun in seinem Inneren Gewordenen ausgehen muss, Früheres oder Sonderwünsche der Eltern oder anderer Angehörigen kaum berücksichtigen kann. Ausschlaggebend bleibt ihm stets sein Kunstgewissen. Das von ihm äusserlich und innerlich Geschaute möchte er kompromisslos auf die Leinwand bringen, es vielleicht ins Typische oder Symbolische erheben. So kann es ihn reizen, in einer pelz- und perlengeschmückten Welt dame einmal die Lockungen unserer Zeitlichkeit zu verkörpern oder in einem tiefem Selbstporträt an den Zusammenbruch Deutschlands zu gemahnen. Niemals kann ihm photographische Treue das erstrebte Ziel sein. „Im Leben“, sagte Ottilie Roederstein einmal, „möchte ich immer rücksichtsvoller gegen die Menschen werden; im Porträtieren immer rücksichtloser; frei von Konzessionen an die Besteller und frei von Konvention möchte ich immer mehr nur meine Handschrift schreiben“.

Und wie schreibt sie diese Handschrift! Am eindrücklichsten wohl im Männerporträt, das ihr nach ihrer ganzen Seelenstruktur am besten zu liegen scheint. In kürzester Frist kann die Meisterin, wenn die Aufgabe sie reizt, einen markanten Kopf mit der Kohle festhalten, in zwei Tagen sogar ein Porträt mit dem Pinsel erzwingen.

Dieses souveräne Können weckt die Frage nach den ersten Kunstregungen und -betätigungen, nach dem Aufstieg der zu solcher Höhe gelangten Künstlerin. Die frühesten Kunstregungen sind geheimnisvoll wie jedes Zum-Leben-Erwachen. Zu den ersten Kunstbetätigungen jedoch gehören sicherlich die Puppenbildnisse, die das neunjährige Kind schuf, als es selbst und seine Familie von dem damals sehr geschätzten Zürcher Maler Pfyffer porträtiert wurde. Statt fix und fertiger Farben, wie sie heute jeder Knirps besitzt, verwendete die Kleine Waschblau, Kaffeebraun und Grasgrün.

Otilie W. Roederstein wurde am 22. April 1859 in Zürich, in der Nähe des Bürgli, geboren, hat aber Rheinländerblut in den Adern, das ihrer Lebensauffassung einen rosigen Schimmer verleiht. Der Vater stammte aus Barmen, die Mutter aus Remscheid. Künstler sind unter den Vorfahren nicht nachzuweisen. Die gesellige Art Otilie Roedersteins will man durch die Tatsache deuten, dass sie ein Zwillingkind war. Ihr Bruder erwies sich nicht als lebensfähig. Mit einer älteren sehr lernbegierigen und einer jüngeren besonders anmutigen Schwester wuchs das wilde

Kind heran. Die Erziehung, die den drei Mädchen zu teil wurde, war nach damaliger Auffassung die denkbar beste. Nichts von Verwöhnung oder gar Verweichlichung. Gehorsam, ordentlich, pünktlich, dankbar und höflich sei der Mensch, so ungefähr müssen die Paragraphen des Familiengesetzbuches gelautes haben. Dass ein eigenartiges Menschenkind wie Tilly sich nicht immer ganz „ins Mödelchen“ pressen liess, sondern etwas darüber hinausquoll, wird uns mehr freuen als betrüben. In einem Gartenwinkel gab sie sich früh erfolgreichen Rauchstudien hin, und geschickt angelte sie mit Haken und Bindfaden unter den Latten der Obstkammer Äpfel hervor. Von Land- und Bergaufenthalten wussten diese Kinder nichts; die Kleider wurden oft beidseitig getragen; Sonntags gabs für jedes ein halbes Brötchen zum Frühstück. Doch an Freude ging ihnen wahrlich nichts ab. Der Vater, den monatelange Geschäftsreisen alljährlich nach Deutschland, Russland und Italien führten, brachte fremdländisches Spielzeug nach Hause, und die Mutter veranstaltete den jungen Mädchen Einladungen und kleine Feste.

Die Eltern hatten sich inzwischen ein behagliches Heim an der Vogelsangstrasse erworben, die damals ihren Namen noch verdiente. Lauter Wiesen ringsum; ein Gang nach der Stadt schien beinahe ein Untergehen. Hier versammelten Sonntag nachmittags der fein- und vielseitig gebildete Vater, der so gerne Geschichte studiert hätte, und seine gesellige, lebensvolle, nicht von Wissen beschwerte, aber mit Grundgescheitheit begabte Frau einen aus Deutschen und Schweizern gemischten Freundeskreis um sich.

Otilie, der von früh an das Zeichnen die liebste Beschäftigung war, wurde noch nicht sechsjährig in die gleiche Klasse wie ihre um ein Jahr ältere, mustergültige Schwester geschickt und „fiel dort wie zu Hause in ihrer Wildheit und Zerstretheit kläglich von ihr ab“. Die Schulzeit bildet in der Tat im Erinnerungsbuch unserer Künstlerin ein eher düsteres Blatt. Die Lehrer scheinen sich kaum um das in seine eigene Welt verstrickte Kind gekümmert zu haben, das durch alles Schaubare der modernen Unterrichtsmethoden so prächtig hätte gefesselt werden können. Sogar das Zeichnen, das nach damaligem Brauch nur an Vorlagen geübt wurde, blieb ihr ziemlich reizlos. Einzig an der Botanik freute sie sich, weil man es da mit wirklichen Blumen zu tun hatte und wohl auch, weil sich in ihr unbewusst schon eine Liebe zur Blumenseele regte.

Da fiel der helle, zum Teil richtunggebende Schein in dies junge Leben: die Wochen, in denen Maler Pfyffer die ganze Familie porträtierte. Der heisse Wunsch, Malerin zu werden, erwachte in der Neunjährigen; aber er sollte noch lange an der Umgebung verhallen. Bedeutsam für das Mädchen wurde einige Jahre später eine selbständige Reise zu den Eltern nach München, wo ihr in einer Ausstellung die französische Kunst nahe trat; das Pensionsjahr im Welschland brachte die Bekanntschaft mit Bildern Gleyres. Immer gebieterischer wies das Talent diesem jungen Menschen den Weg, und immer wieder wurde dieser vom Widerstand der Mutter durchkreuzt. Atelierleben und Künstlerlaufbahn schienen der im Geordneten wurzelnden, aufs Praktische gerichteten Frau für ihre Tochter der Inbe-

griff des Unheilvollen: lieber hätte sie sie auf dem Friedhof gewusst. Mancher Mutter werden die Bedenken dieser e i n e n verständlich und vertraut sein; ganz gerechtfertigt aber sind sie vielleicht nur da, wo dem von aussen Drohenden nicht ein von innen Schützendes gegenübertritt. In diesem Milieu war der Vater — entgegen der Regel — das fortschrittlichere Element. Er brachte dem unbezähmbaren Drang der Tochter wohlwollendes Verständnis entgegen. Als die Mutter erfuhr, dass diese im Geheimen von 5 bis 7 Uhr morgens in einem kleinen kalten Dachkämmerchen ihrer Kunstbetätigung oblag, da fügte auch sie sich ins Unabwendbare.

Mit siebzehn Jahren trat Otilie in die Pfyffersche Malschule an der Promenadengasse ein, die beste, die es in Zürich gab. Dort lernte die junge Schülerin gerade noch Louise Breslau kennen, die acht Tage später zur weiteren Ausbildung nach Paris übersiedelte. Dieser Weitflug der ältern Kollegin weckte in der jüngern bereits neue Sehnsuchtspektiven. Rasch und sicher vollzog sich der Aufstieg unserer Künstlerin; das mit etwa neunzehn Jahren gemalte Porträt ihrer Mutter legt beredtes Zeugnis dafür ab.

Als die ältere Schwester sich nach Berlin verheiratet hatte, erkämpfte sich Otilie die Erlaubnis, dort ihre Studien fortzusetzen. Sie liess sich ins Atelier des damals sehr bekannten Malers Gussow aufnehmen und gab sich während des Berliner Jahres unablässig ihrer Arbeit hin. Die Bekanntschaft mit dem Künstler Stauffer-Bern hätte ihre Ausbildung und Richtung leicht anders wenden können; denn Stauffer wünschte, die so begabte Strebende als Schülerin zu

fördern. Doch da sich ihr fast zugleich der Weg ins Land der Träume — Frankreich — ebnete, entschloss sie sich, Berlin und Stauffer aufzugeben, um in Paris die Feuertaufe zu empfangen. Ja, ein heiliges Feuer kam über sie, als sie so zum erstenmal, ohne jede Rücksicht, nur ihr Leben leben konnte. Und dies bestand aus Arbeit, Arbeit, Arbeit. Die Vormittage studierte sie in der von Carolus Duran und Henner geleiteten Malschule, die Nachmittage in Mersons Atelier, und abends beteiligte sie sich mit ihrer Schweizerfreundin Annie Hopf (Stebler-Hopf) an Aktkursen. Sie waren die ersten Frauen, die diesen Wagemut aufbrachten, und unbelästigt durften sie sich seiner Früchte freuen.

Mit ihrem den Menschen spontan entgegeneilenden Wesen zog Ottilie Roederstein zahlreiche begabte und anerkannte Kollegen in ihre Kreise. Hier traf sie auch wieder Louise Breslau. Bei all dem Schaffen und Ringen erwachte in unserer Künstlerin der Ehrgeiz, von dem sie gesteht, er habe „viel Leid in ihr junges Leben gebracht“. Reiche Anerkennung, Ehrenmeldungen, Medaillen wurden ihr zu teil.

Die Ferien verlebte sie stets in Zürich, wo sie erst im Künstlertütli, dann im benachbarten „Schneggli“, dem ehemaligen Atelier des Zürcher Malers Ludwig Vogel, eine Arbeitsstätte besass. Aufträge im In- und Auslande stellten sich ein, und nun erkannten die Eltern voller Freude, dass ihr Kind den ihm einzig konformen Beruf gewählt hatte. Im Jahre 1885 wurde die junge Malerin mit der in Zürich studierenden Medizinerin Elisabeth H. Winterhalter aus München bekannt. Diese Bekanntschaft führte zu Freundschaft und Lebensgemeinschaft. Im Jahre

1891 liessen Künstlerin und Ärztin sich in Frankfurt a/M. nieder, und bald fanden beide dort ein reiches Wirkungsfeld. Bis zum Kriegsausbruch behielt Ottilie Roederstein ein Atelier in Paris, wo sie immer wieder arbeitete und künstlerische Nahrung und Erfrischung fand.

Die erste Ausstellung, die sie noch im selben Jahre 1891 in Frankfurt veranstaltete, und deren äusserst anerkennende Kritik liessen sofort Auftraggeber in ihren Equipagen beim Atelier vorfahren. Im Städelschen Institut hatte neben ihr der Marées-Schüler Karl von Pidoll seine Arbeitsstätte. Er regte seine Kollegin zu einer Maltechnik in Eitempera an, die sie sich nachher in Florenz durch das Studium der Primitiven ganz zu eigen machte. In den Pariser Salons Ende der Neunzigerjahre fand sie damit starken Widerhall. Eine Zeit lang widmete sie sich nochmals der Ölmalerei und geriet in Spanien in den Bann Velasquez'. Da hatte sie den Eindruck, die Museumsbesucher seien Holzpuppen, die Gestalten des Malers aber lebende Wesen. Nachdem sie schliesslich zur festen Überzeugung gekommen, dass ihre Begabung mehr auf dem zeichnerischen als auf dem malerischen Gebiet liege, griff sie aufs neue zu einer Temperafarbe, einer andern als früher, die in Weimar hergestellt wird, und dieser ist sie bis auf den heutigen Tag treu geblieben.

In Frankfurt leitete sie einige Jahre ein Schülerinnenatelier. Die tiefe Ehrfurcht vor der Kunst, die sie selbst beseelte, setzte sie als selbstverständlich bei ihren Schülern voraus. Unnachsichtig verlangte sie von ihnen, wie von sich, das Höchste. Klar waren ihre Auseinandersetzungen und ihre Korrektur; nie

drängte sie den Lernenden ihre Art auf, sondern liess jedem die seine, was gewiss einem solch wuchtigen Temperament hoch anzurechnen ist. Eine sachliche Beraterin und hochherzige Förderin fanden alle in ihr, und das ist sie jungen ernststrebenden Talenten heute noch. Während des Krieges suchte sie einen künstlerisch feinempfindenden, technisch jedoch ganz unbeholfenen deutschen Gefangenenaufseher weiter zu bilden, mit der Bitte, die seiner Überwachung anvertrauten Franzosen stets freundlich zu behandeln.

Als ihr am Städelschen Institut eine Lehrtätigkeit angeboten wurde, schlug sie sie aus. Das eigene freie Schaffen im In- und Ausland hätte sich wohl mit einer solchen Bindung schwer vertragen, und dazu kam ihre Meinung, dass der Künstler, je mehr er seine persönliche Note in der Kunst gefunden, desto weniger sich zum Unterrichten eigne. Das Technische übrigens könne sich der Lernende mancherorts erwerben, die künstlerische Persönlichkeit aber lasse sich ihm nicht geben.

Im Jahre 1902 schenkten die Stadt Zürich und die Eidgenossenschaft Ottilie Roederstein das Schweizer Bürgerrecht, wofür sie mit einer Kunstgabe, dem Tellknaben, der im Zürcher Stadthaus Aufnahme fand, ihren Dank bezeugte. Seit 1910 bewohnen Künstlerin und Ärztin ihr Taunusheim am Waldessaum.

Und das Leben in diesen Räumen? Auch es hat Stil und Linie. Nicht zerbröckelt es im Kleinen, Kleinlichen. Einst füllten sich die Halle und das ursprüngliche, ans Haus sich lehrende, dann in

einen Bibliotheksaal umgewandelte Atelier mit Besuchern und Geladenen von Nah und Fern. Gastfreudig wurden sie von Kunst und Wissenschaft empfangen und gefesselt. Auserlesenste Erzeugnisse des Gartens schmückten die Tafel. Da kam der Krieg und dämmte diesen Zustrom, bis er versiegte. Einquartierte, bald Deutsche, bald Franzosen, bewohnten Gärtnerhaus und Atelier. Die weiträumige Übersicht und das Organisationstalent der Ärztin bewährten sich so gut wie das allmenschliche Verstehen und das Wohlwollen der Malerin. Die Schweizerfahne auf dem Hause bot gewissen Schutz. Der Zusammenbruch Deutschlands, die Inflation und die Besetzung Hofheims und angrenzender Gebiete durch die Franzosen brachten Zeiten völliger Abgeschlossenheit und gänzlichen Auf-Sich-Selbstgestelltseins. Weder Bahn noch Telephon, weder Zeitungen noch Briefe. Garten, Hühner und Ziege lieferten das Unentbehrlichste. Der Bibliotheksaal wurde zum Futter Speicher. Aber „Anpassung tilgt Leiden“; dies der Malerin liebe Laotse-Wort hat sie prächtig bewahrt. Die früher auf Reisen so Verwöhnte war nun herzlich dankbar, auf einem Viehwägelchen nach Frankfurt fahren zu können, wenn sich ihr diese Gelegenheit bot. Der empfindlichste Mangel war für sie, als es keine Kohlen mehr gab zur Heizung des Ateliers, oder als sie sich diese nur noch hätte beschaffen können mit Beeinträchtigung Unbemittelter. Ein so sozial fühlender Mensch hätte in einem grossen, nur für ihn erwärmten Raum sicherlich keine arbeitsfreudige Stimmung gefunden. Da suchte sich die Künstlerin das kleinste, aber günstig belichtete Stübchen im Hause und fand darin ihre Schaffens-

stätte in schwersten Tagen. Wie frostig oft auch diese noch! Je mehr aber die Aussenwelt verstummte und versank, desto eindringlicher begann sich eine neue, innere, zu melden. Die Malerin schuf jene ins Symbolische transponierten Gestalten, wie die „Klage“, die „Ergebung“, den „Prediger“ und andere mehr, deren Ursprung in tiefster seelischer Durchfurchung und in allumfassendem Mit-Fühlen und Mit-Tragen zu suchen ist. Andächtig stimmen die organisch aus der Not der Zeit gewachsenen freskalen Schöpfungen. Ihre fromme Schlichtheit und Grösse wecken Erinnerung an mittelalterliche Künstler, von denen es heisst, sie hätten auf den Knien gemalt.

Weh denen, für die Kriegs- und Nachkriegseindrücke letzte Lebenserfahrungen sein mussten! Ottilie Roederstein und ihrer Freundin war vergönnt, das todeswunde Deutschland sich aufraffen, straffen und kräftigen zu sehen. In friedliche Bahnen sind Denken und Wirken zurückgekehrt, und Natur- und Freundschaftsbedürftige beleben im Sommer und im Winter das gastliche Haus. Früherer Glanz findet mehr und mehr seinen Niederschlag in innerem Reichtum. Sollte man da das Einst zurückersehnen?

Den Vormittag und meist den lichten Teil des Nachmittags verbringt die Malerin bei künstlerischer Arbeit, während die Ärztin oft bei ihren Sämereien, im Treibhaus und im Garten tätig ist. Stets werden neue oder besondere Blumensorten ausprobiert, damit es dem Pinsel nie an Reizmitteln fehle. In raschestem Tempo, geradezu prestissimo, muss er die Blumen auf die Leinwand bannen. Bei Mohn und Rosen gönnt sich die Künstlerin kaum Zeit zum Essen. Nicht lange währt die Blütenpracht. Drängt jedoch

keine Arbeit, dann wird häufig der schwarze Kaffee mit Schachbegleitung eingenommen, wobei dem stillen Zeugen Themen und Variationen des Spieles kaum so interessant sind, wie Dynamik und Rhythmus der Spielenden. Bedächtiges Abwägen, weitausschauendes Berechnen, nachdenkliches Schieben der Figuren, die eine; die andere, zuversichtliches Anstürmen, rasches Reagieren auf das Gebot des Augenblickes, impulsives Übereumpeln des Gegners. Ein beinahe vierzigjähriges Zusammenleben hat zum Glück die zwei so ausgesprochenen Persönlichkeiten nicht nivelliert; die Eigenart der einen verleiht der andern nur noch mehr Akzent.

In den Hofheimer Tageslauf bringen Wald- und Stadtwanderungen mit Hundegefolgschaft wohlthuende Abwechslung. Wie wünscht sich der Begleiter da ein Schauvermögen, ähnlich dem der Malerin! Zwar kann sie oft Dinge wie Menschen längere Zeit ganz harmlos sehen, bis sie sich plötzlich sagen muss: So oder so möcht ich sie malen. Das weite Waldrevier bedeutet unserer Künstlerin seit Jahren Jung- und Gesundbrunnen. Auf Schritt und Tritt Nahrung für alle Sinne: Farbe der Stämme, Struktur des Geästes, weiter Ausblick, verträumtes Kapellchen oder Klösterchen, schlafender Friedhof, herber Blätterduft, fliessende Nebel, geheimnisvolles Rauschen, winterliche Todesruhe.

Wie anders im Städtchen! Lebwohl, du stilles Unbemerktsein! Da ist „die Roederstein“ Gemeingut aller. Klein und Gross, Hoch und Niedrig, Gesund und Gebrechlich drängen sich herbei. Alles scheint auf sie gewartet zu haben; jeder verlangt nach Wort und Händedruck. Der alte Schreiner, der ihr so man-

chen Rahmen gezimmert und den sie mit dem Stift so scharf umrissen, unterbreitet ihr die letzten Produkte seiner Arbeit oder zeigt seinen Christbaum; der junge Töpfer wünscht ihr Urteil über neuartige Tönungen seiner Gebilde; der Uhrmacher berichtet über Geschäft und Familie; der Radiomonteur führt neue Apparate vor und weiss Sehnsucht darnach zu wecken; Kinderherzen jubeln über Farbstifte und Süßigkeiten. Ein jeder freut sich ihres Sonnenblicks. Kein Hündlein und kein Entlein bleibt unbeachtet; kein noch so bescheidenes Schaufenster, das dieser Augenmensch nicht streifte. So kann es denn geschehen, dass Besorgungen, um derentwillen man ins Städtchen ging, gelegentlich völlig vergessen werden. Was schadets? Es war ein Gang, der vielen Freude spendete. So ungefähr muss es gewesen sein, wenn Walt Whitman durch die Gassen von Camden oder Philadelphia schritt und alles dem „guten grauen Dichter“ zurief: „Wie gehts denn, Walt?“ wenn Kinder und Hunde sich um ihn drängten, und jeder Führer einer Strassenbahn in ihm den Freund erblickte.

Der Hofheimer Abend bringt meist eine Stunde einsamer oder gemeinsamer Lektüre historischen, künstlerischen, philosophischen oder mystischen Inhaltes. Rasch verbindet sich Ottilie Roederstein brieflich mit einigen lieben Entfernten, wobei der energische Fluss ihrer Schrift mit ihrem spontanen Denken und Fühlen wetteifert. Freunde aus der Nachbarschaft gucken herein; durchs Radio ruft man das Universum in diesen stillen Erdenwinkel, und eine Patience wiegt den Geist in ruhevolleres Kombinieren.

Bei einer so strömenden Künstlernatur wie Ottilie Roederstein schiene es unangebracht, ihre Stellung zur Kunst und zu gewissen Künstlern festlegen zu wollen. Stellung könnte ja etwas Starres bedeuten. Und nichts wäre irriger und ihr selbst widerwärtiger, als ein Zusammentragen einzelner ihrer Aussprüche. Ihre Äusserungen sind durchaus situations- und stimmungsbedingt, sind Temperaments- und Augenblicksurteile, Gedanken- und Gefühlsexplosionen, wandelbar wie alles Lebendige. Doch in unwandelbarer Ehrfurcht, ja heiliger Scheu nennt sie Holbein, Dürer, Grünewald, Rembrandt. Nie versäumt sie die Gelegenheit, in Basel Holbein, in München Dürer auf sich wirken zu lassen, und in welche Ergriffenheit, ja Entrückung versetzt sie der Isenheimer Altar in Kolmar und in Kassel Rembrandts „Jakob segnet seine Söhne“. Bebildet steht die Schauende vor solchen Bildern, sie auszuschöpfen, einzusaugen. Da schweigen in ihr die früheren Fragen: Wie ist das gemacht? Kann auch ich einmal Ähnliches erreichen? Da tritt das Ich zurück, wird beinahe ausgeschaltet oder geht im Gegenstande auf und unter. Wohl gab es Zeiten, da ihr die Franzosen des 19. Jahrhunderts besonders nahestanden, einmal auch die alten Spanier und Italiener, doch, bewusst oder nicht, treibt ihre eigene kraftvolle Art mehr und mehr germanischem Wesen zu. Unnützlich zu sagen, dass zeitliche und nationale Schranken nie ihr Urteil oder Kunstempfinden hemmen, bannen. Hier, wie überall, ist sie aufs Übernationale, Weltbürgerliche gestimmt.

Nie könnte sie sich blindlings oder gar fanatisch einem Grossen so verschreiben, dass jedes Tasten, jede Laune seines Pinsels ihr als Offenbarung erschiene.

Selbst Grosse haben ihre schwachen Stunden, ihre Versager, was nur ein befangener oder undifferenzierter Blick zu leugnen wagt. Ein junger, kaum bekannter Maler, mit seiner fast ans Stammeln gemahnenden Pinselsprache, ergreift sie zu gewisser Stunde wie ein Allbewunderter. Gerade im Unbeholfenen, Kindlichen kann das Seelische mit seltener Unmittelbarkeit hervortreten. Und auf diese kommt es ihr mehr und mehr, bald vielleicht nur noch an. Die Technik bedeutet ihr nicht mehr was früher, und vor dem blossen „Pinselstrich“ gerät sie schwerlich in Ekstase. Den Gegenstand, dessen Wesen und Ausdrucksgehalt möchte sie wiedergeben und wiedergegeben sehen; deshalb tönt „die moderne Sachlichkeit“ vielleicht eine verwandte Saite in ihr an. Allem Unwahren spricht sie Dauer ab, und fest steht ihr der Glaube, dass sich das Echte, Gute, von innen heraus Geschaffene durchsetzen m u s s , in keine Sackgasse geraten k a n n .

Fern liegt ihr Überschätzung ihrer eigenen Kunst. Aller Anerkennung und Bewunderung gegenüber hat sie sich stets den klaren selbstkritischen Blick gewahrt, und früh hat sie die ausgesprochenste Seite und die Grenzen ihres Talentes erkannt. Wohl steht sie einmal mit berechtigter Freude vor einem ihrer eigenen Bilder, in dem sie die Gabe einer Segensstunde sieht, aber wenn Lob und Begeisterung anderer Beschauer allzuhohe Wogen schlagen, spürt man, wie die Künstlerin im Stillen ihre Vorbehalte und Abstriche macht.

Wenn nun der Versuch gewagt werden soll, das innere Porträt Otilie Roedersteins zu skizzieren, geschieht dies mit Zagen. Sie, die in einem kühnen Wurf, mit untrüglichen Blick und sicherster Hand Zahllose auf der Leinwand hat erstehen lassen, gerade sie dürfte doch nicht verzeichnet werden. Es könnte locken, aus den zahlreichen Selbstbildnissen früherer, späterer und allerjüngster Zeit das Ureingeborene und die vom Leben eingemeisselten Züge sondernd abzulesen, bis sie sich unlösbar einen. Indes, sollten diese Bilder noch so vieles erschliessen und entfalten, das Leben selbst in seinen Höhen und Tiefen, in seiner Vielfalt und Unerschöpflichkeit vermögen sie niemals zu fassen.

Bei aller Zartheit, allem Kindlich-Weichen lässt schon das Jugendporträt ungewöhnliche Vitalität und ungestüme Kraft erahnen, die Ziele steckt und Dämme stürzt und setzt. Intelligenz, männliche Energie, vorwärtsdrängendes Richtungsgefühl prägen sich in Bildern der Reifezeit immer schärfer aus. Werke der Kriegsjahre reden von Sorge, Gram, allumfassendem Mit-Leid. Bis zu Düsterteit, Herbe, Strenge verdichtet sich in anderen gemalten Selbstbekenntnissen das seelische Erleben der Künstlerin; es wolkt und blitzt auf ihren maskulinen Zügen. Die Sonnenblicke, die sie sonst so oft erhellen, der Pinsel weigert sich, sie festzuhalten. Doch unaufhaltsam treibt es innerer Klärung, Gelöstheit, Freiheit zu. Das sinnende Auge scheint über Mensch und Ding hinweg zu gleiten, um sich im Unfassbaren zu verankern. Dem Kind von einst hat sich ein Weiser zugesellt.

Niemals jedoch könnte aus dieser Pinselschrift entziffert werden, was dem allein sich schön enthüllt, der die Kraftimpulse dieses Temperaments erfahren, und der vom Schwunge dieses Seins ergriffen wurde. Staunend, fast ungläubig schaut er diesen Lebensquell, den alles Statisch-Starre nur noch mehr in Wallung bringt. Wehrlos fühlt er sich überflutet oder mitgerissen, und er erfasst das Grosse einer Seele, der jede Ökonomie der Kräfte fremd, die ganz nach Ausdruck und Verschwenden drängt. Welch königliche Spenderin! Und welche Einfühlung im Schenken! Wer einen Wunsch tun darf und zögernd überlegt, dem weist sie Schlag auf Schlag das, was ihm fehlt und Freude gäbe. Geld, Rat, Zeit, Kraft, Herz, Kuss dem Bedrängten, Bedürftigen. Und auch das „Du“! Was soll das kühle „Sie“ von Mensch zu Mensch? Sind wir nicht Freunde? Ach diese Ferne der Natur in Haus und Schule und Gesellschaft! Niederreißen, umlernen, neu aufbauen: dies eine Art Refrain in Worten und Gedanken unserer Künstlerin. Und gleich daneben gütiges Allverstehen, wahrhafte Toleranz. Ein Drang zu helfen, fördern, glätten, auszusöhnen, Unstimmiges in Harmonie zu lösen. Doch ohne jede Weichlichkeit. Fest, derb sogar, wie sich selbst, packt sie auch andere an. Kein Tasten nach Ausdruck, kein ausgeklügelte Reden; wie Blöcke fallen Worte, naturgewaltig. Und doch bei aller Intensität, welch intuitive Treffsicherheit! Oft braust der Sturm nur auf, um inneres Flüstern, zartes Raunen zu übertönen. Er legt sich, und schon ist die Sonne da. Und allen strahlt sie. Da gibts kein Ausschliessen. Der gegenwärtige Freund wähnt sich der liebste. Ein anderer

tritt hinzu: es ist, als habe grad noch der zu ihrem Glück gefehlt. Und wie verschieden all die Angezogenen, all die Beziehungen! Man bewundert diese Anpassung an jedes Wesen und denkt an gemeinmenschliche kollektivpsychische Ur- und Untergründe.

Erstaunlicher noch als die Kraft des Anziehens ist bei Ottilie Roederstein die Gabe des Festhaltens. Woher eine so rührende, gelegentlich, wer weiss, diesem gegenwartverwurzelten, erinnerungsgelösten Menschen zur Last werdende Treue? Ists eine Angst vor Wehtun, vielleicht aus eigenem Schmerz geboren?

Einseitig wäre es, nur von Ottilie Roedersteins Menschenliebe zu reden; ihre Tierliebe fließt aus derselben Quelle. Wer sich durchs ganze Leben Kindlichkeit bewahrt, wer trotz eigenster Kultur die Pfade der Natur nicht verliess, der hat für Tiere wohl einen wärmeren Herzschlag, besondere Fühler für ihr Wohl und Weh. Nie hauste unsere Künstlerin allein in ihrem Heim. Bedürfnis war es ihr, schon in Paris, wenn sie es abends aufschloss, etwas Lebendiges darin zu finden. Bis auf zwanzig Vögelchen, die sie hegte und pflegte, vertrieben ihr die Einsamkeit. Und jetzt noch ist ihre erste Tagesarbeit die minutiöse Besorgung der kleinen Sänger ihres Ateliers. Bald war es ein Äffchen, bald waren es Katzen, Hühner, Ziegen, Eichhörnchen, die sich ihres Verständnisses, ihrer Fürsorge erfreuten. Sogar zum Arzte und Chirurgen wurde sie an ihnen. Am meisten verwachsen mit dem Leben der Künstlerin waren und sind wohl die Hunde, deren Charakteristik ihr im Bilde so trefflich gelungen ist. Der „deutsche Schäfer“ ihrer Freundin, in dem sich angeborene Noblesse mit konsequentester Erziehung eint, kann

niemals ihrem Wesen so vertraut werden, wie es ihr gütiger Pinscher war, in dem sich fast ein Schimmer vom Gemüte seiner Herrin spiegelte. Wie tief empfindet sie die gesteigerte Daseinsfreude der in Feld und Wald frei sich tummelnden Hunde. Kein Spielzeug sind ihre Tiere: treue Weggefährten.

Solch urgesundes Kameradschaftsgefühl ist sicher ein Geheimnis dieses in sich beglückten, weithin beglückenden Lebens. Diese Form des Verbundenseins mit der Umwelt entzieht keine Kraft sondern erhöht sie. Eine andere Stärke Ottilie Roedersteins liegt in ihrer Gegenwartverankerung. Kein Grübeln, nie ein weichliches entnervendes Zurücksehnen, nichts von belastendem Nachschleppen des Vergangenen und auch kein ängstlich-lähmendes Vorausschauen in Zukünftiges, das kommen könnte, aber nicht kommen muss. Viel eher Aufschwung ins Überpersönliche, Irrationale. „Der jetzige Lebensabschnitt ist mir der wertvollste und schönste; ich möchte in keinen früheren zurück“, so hat Ottilie Roederstein wohl je und je gesprochen, je und je versucht, der Forderung des Augenblicks nach bestem Können und Vermögen ihren Mann zu stellen.

Dazu prächtige Gesundheit und beneidenswertes Sorglos-Sein-Dürfen in den Dingen der Alltäglichkeit. Was Wunder, dass das Arbeitsfeuer unserer Roederstein stetig brennt und lodert? Und wenn aus irgend einem körperlichen oder seelischen Grunde dies Feuer einmal trübe flackert und bloss glimmt, nur dann gibts Ungeduld und Stunden der Misstimmung. Doch lichterloh erhebt es um so kräftiger. Hier braucht es keine Freuden ausserhalb des Schaffens; sie liegen drin: dies Arbeitsfeuer ist ja Lebens-

flamme. Um ihretwillen lernte unsere Künstlerin Verzicht auf manches, was Anderer Dasein zerstreut, zersplittert und zersetzt. Vom Zentrum aus ist alles hier gestaltet. Drum diese Einheit, die da wird Einmaligkeit.

Mein kühnster Wunsch wäre, dass man auf die vorangehenden Blätter ein Wort Walt Whitmans anwenden könnte: „Dies ist kein Buch; wer dies berührt, berührt einen Menschen.“

C. T.

ETH Zürich
Bibliothek

0060/1 57568/1

BUCHKARTE
Bitte nicht herausnehmen!

| Abt. | T | Nummer | U | Band | Teil | Aufl. | E | S |
|------|---|--------|----|------|------|-------|---|---|
| 9 C | | 6926 | M* | | | | | |

